

Universitätsgottesdienst Prof Dr Walter Dietz
Christuskirche Mainz 26. November 2000 Ewigkeitssonntag

Kontext: Bachs Kantate "Wachet, betet" (BWV 70)

Predigttext: Jes 65,17-19.23-25

Liebe Gemeinde,

der heutige Ewigkeitssonntag ist als der letzte im Kirchenjahr dem Gedächtnis von Tod und Ewigkeit zugedacht. Während das Reformationsfest weithin nicht mehr wahrgenommen wird, sondern überlagert von halloween, und es dem Buß- und Betttag nicht viel besser geht - ignoriert oder ersetzt durch einen Tag der Suppe, ist der Ewigkeitssonntag bis jetzt noch nicht vollständig von Ignoranz aufgesogen.

Darin liegt eine Chance. Doch wie nützt man sie? Nicht indem man allzu drastisch über Tod und Ewigkeit spricht, aber auch nicht, indem man es in nette Alltagsgeschichtlein ummünzt, die einer an wellness, fitness und happyness orientierten Gesellschaft nicht wehtun.

Wo liegt der Ernst des christlichen Todesverständnisses? Zum einen (1.) doch wohl darin, daß der Tod nicht als eine abschließende Begebenheit verstanden wird, sondern etwas, was den Menschen mitten im Leben betrifft. Und zweitens darin, daß der Tod dem Sinn des Lebens etwas Einmaliges, Unwiederholbares gibt. Drittens und letztens darin, daß der Tod nicht als eine letzte Macht, nicht als unüberwindbar gedacht wird. Die Zukunft ist nicht allein und vor allem vom Tod bestimmt, sondern von der Wiederkunft Christi und Gottes neuer Schöpfung durch ihn.

Wir haben den ersten Teil der Kantate von Johann Sebastian Bach gehört, die an das 25. Kapitel des Matthäusevangeliums anknüpfen: wachet, betet, seid allezeit bereit, bis der herr der herrlichkeit dieser Welt ein Ende macht.

Das Evangelium, das wir zuvor gehört haben, beinhaltet ein Gleichnis, das die Situation des Wartens widerspiegelt. Warten müssen alle, aber wie soll man warten? Wachend, betend, vorsorgend, um nicht doch am Ende überrascht zu werden. Die fünf törichten Jungfrauen verpassen die rechte Zeit, ihrem Bräutigam zu begegnen. Lampen ohne Öl haben sie dabei, in der Tat nicht sehr klug. Das Ende kann zur Überraschung werden, zumindest für den, der nicht betet und wacht. Wer betet, hat offenbar eine besondere Form des Wachseins, er kann in Wahrheit nichts verschlafen. Der Betende hat die Form der Gegenwart, in der er vor Gott überhaupt nichts mehr versäumen kann. Dahinter steht die Erfahrung, daß es Versäumnisse gibt, die sich nicht wieder gut machen lassen. Aber auch, daß das Warten einem lang werden kann: Wann das Ende kommt, ist ungewiß. Aber drittens begegnen wir auch der Erfahrung, daß das Warten in der Gewißheit *erträglich* sein kann. Warten ohne Gewißheit ist unmenschlich. Warten, ohne weiterzukommen, ein Bild der Sinnlosigkeit, vertaner Zeit.

Warten muß man, z.B. an der Kasse im Supermarkt, um Geld loszuwerden; oder im Studium, bis man endlich zur Sache selbst und dann am Ende zum Abschluß kommen kann. Oder der Mensch

wartet auf bessere Zeiten, auf die Rückkehr in die Heimat, auf Veränderungen, die neue Lebenschancen beinhalten. Dabei wird keiner auf eine Krankheit oder eine Lebenskrise warten, jedenfalls nicht bewußt.

Im Warten liegt an sich nichts Gutes, es bedeutet ja nur das Ausstehen einer Zukunft, ohne deren Gegenwart ich selber nicht recht bei mir sein kann. Im Warten sind wir uns irgendwie voraus, obwohl die Gefahr besteht, daß wir zugleich unserem eigenen Leben hinterherlaufen. Im Warten kann unser Leben unständig werden, aber auch ganz stetig. Wenn es nach außen hin stetig wird, bis hin zum Stillstand, werden wir innerlich sehr unruhig, z.B. wenn wir im Auto sitzen, also einem Fahrzeug, das sich dem Namen nach von selbst bewegt, aber wir in einem Stau sitzen. Dann warten wir unfreiwillig, nichts geht voran, ausbrechen oder abheben können wir nicht, und so erfahren wir unsere Zeit dann als vertan, "waisted time". Dieser Unruhe könnte man mit dem moralischen Zeigefinger begegnen; man kann sie aber auch positiv verstehen, als Ausdruck eines Wissens um die Bedeutung der Zeit, sofern unsere Lebenszeit ja ganz anders gelagert ist als jede physikalisch meßbare Zeit. Der Maßstab der physikalischen Zeit ist das ewige Gleich-um-Gleich etwa eines schwingenden Quarzkristalls: da geht nichts voran geht und nichts vergeht. Im Gegensatz dazu steht die Zeit des Menschen. Ihr Maßstab ist das Gleich-um-Gleich der Ewigkeit.

Dieses Ewige liegt der Lebenszeit immer schon zugrunde und voraus. So wird es möglich, daß wir warten können, ohne daß die Zeit selbst sinnlos wird. Dieses Ewige macht es aber auch, daß wir Zeit, die einfach nicht vergehen will, als Schmerz erfahren, daß wir unter vertaner Zeit leiden. Etwas konkreter: Daß wir im Unterschied zum Tier Langeweile erfahren können, liegt daran, daß wir, jeder von uns, ein Bewußtsein des Ewigen in uns haben. Im Warten meldet sich das Bewußtsein, nicht einfach unbefangen im Gleichklang mit der Zeit existieren zu können. Im Warten werden wir unruhig. Ein kleines Gedicht von Bert Brecht mit dem Titel *Der Radwechsel* bringt diese Situation des Wartens zutage, verfaßt gleichsam wie eine Notiz am Wegrand:

"Ich sitze am Straßenrand
 Der Fahrer wechselt das Rad.
 Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
 Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.
 Warum sehe ich den Radwechsel
 Mit Ungeduld?"

((B. Brecht, *Die Gedichte* hg. v. E. Hauptmann, Ffm.:Suhrkamp 1981, S.1009))

Warum Ungeduld, liebe Gemeinde, woher die Ungeduld? Woher die Unruhe, die im Warten liegt? Im Warten zerbricht die alltägliche Geschäftigkeit, tritt die Frage Wozu unzeitgemäß auf den Plan. So kann Warten ärgerlich werden, zur Plage, ja zum Verzweifeln.

Bachs Kantate "Wachet und Betet" singt ein Lied vom *rechten* Warten, gelingendem Warten, in dem wir mit unserer eigenen Zukunft gleichzeitig werden. Ohne Ungeduld - denn Ungeduld kann die Chance verdecken, die im Warten liegt. So gibt es rechtes und falsches Warten, gehaltvolles und nichtiges.

Nur, Bachs Kantate bezeugt auch, daß das rechte Warten *in sich zwiespältig* sein kann, und zwar selbst dann, wenn es von der Gewißheit des Kommenden getragen ist. Bach gibt die Stimmung wieder, die das Warten bestimmt: Einerseits getragen von Hoffnung und Zuversicht, andererseits

erfüllt von Zweifel, Furcht und Schrecken. Es sind zwei Tonarten des Redens von der Ewigkeit, die hier zusammen kommen: Schauer und Schrecken einerseits, Jubel und Triumph andererseits. Die Zerrissenheit menschlicher Existenz wird angesichts der Konfrontation mit dem Ewigen nicht verhüllt, sondern erst recht ins Licht gestellt. Deshalb keine triumphalistische Siegesgewißheit, keine lauten oder gar vorlauten Töne, sondern stille und leise Töne sind es, in denen hier das Warten zum Zug kommt.

So bleibt der Hörer der Spannung und Ambivalenz des Wartens ausgeliefert, die Kantate gewinnt eindeutige Kontur erst im Schlußbekenntnis zu Christus als dem Versöhner, Befreier und Vollender, der mich den Weg zum ewigen Leben weist.

("Welt und Himmel mag vergehen, Christi Wort muß fest bestehen.")

Deshalb, liebe Gemeinde, gilt es, das Herz nicht an diese Welt zu verlieren:

"Schalle, knalle, letzter Schlag,
Welt und Himmel, geht zu Trümmern!"

Wie aber kann diese Botschaft vom Zerschlagen und Vergehen der bestehenden Welt Anlaß zu Zuversicht und Hoffnung sein?

Offenbar doch nur, indem das Vergehen der Welt Ausgangspunkt wird einer neuen Wirklichkeit. Johannes beschreibt sie im letzten Kapitel der Bibel durch die Vision eines neuen Jerusalem, und schon der Prophet Jesaja spricht bewußt von einer neuen Erde und einem neuen Himmel.

Da heißt es bei Jesaja im Kapitel 65 (17-19.23-25 = PT):

(17) Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird.

(18) Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe. Denn siehe, ich will Jerusalem zur Wonne machen und sein Volk zur Freude,

(19) und ich will fröhlich sein über Jerusalem und mich freuen über mein Volk. Man soll in ihm nicht mehr hören die Stimme des Weinens noch die Stimme des Klagens.

(23) Sie sollen nicht umsonst arbeiten und keine Kinder für einen frühen Tod zeugen; denn sie sind das Geschlecht der Gesegneten des Herrn, und ihre Nachkommen sind bei ihnen.

(24) Und es soll geschehen: ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören.

(25) Wolf und Schaf sollen beieinander weiden; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind, aber die Schlange muß Erde fressen. Sie werden weder Bosheit noch Schaden tun auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der Herr.

Liebe Gemeinde, Töne der Freude und des Frohlockens stehen im Vordergrund dieses Bibelwortes bei Jesaja. Und am Ende findet sich eine paradisische Vision: Das Miteinander der Kreatur wird insgesamt neu werden, Wolf und Löwe verlieren ihren aggressiven Schrecken, gesellen sich friedlich zu Schaf und Rind. So etwas geschieht nicht durch Umlernen oder moralische Besserung, sondern nur durch radikale Neuschöpfung. Und diese Neuschöpfung ist keine aufgebesserte alte, sondern eine neue, mit neuer Gestalt und neuen Spielregeln. Die Harmonie mit Gott zeigt sich in der Harmonie der Kreatur mit und unter sich, in der neuen Welt nicht darauf angewiesen zu kämpfen, zu töten und einander wegzunehmen. Diese Vision eines Friedensreiches beschreibt überhaupt nichts

Machbares, sondern etwas, was voraussetzt, daß die Gestalt, das Schema wie Paulus sagt, dieser Welt vergeht.

Was aber sollen wir mit dieser Verheißung anfangen, wie wirkt sie auf uns? Als unredliches Spielen mit apokalyptischen Ängsten könnte sie sehr schnell abgetan werden. Aber sie will ja offenbar nicht Angst machen, sondern Türen in uns öffnen, die ansonsten verschlossen liegen. Diese Türen sind von sich aus verstellt, und auch nur nach außen zu öffnen. Gegen ihre Öffnung gibt es Widerstände, eine Angst vor dem Neuen, in der wir selbst uns bewahrt wissen wollen, samt dem selbstbebackenen Gehäuse unseres Daseins. Aber nur wenn wir das durchbrechen, wenn die Türen sich öffnen, dann wird das Warten zur erfüllten Zeit. In dieser Richtung weist der Ewigkeitssonntag über sich hinaus auf den Advent.

Wir dürfen und sollen warten auf den Gott, der die Schöpfung neu macht. Wir sollen das Leid ertragen im Bewußtsein, daß Gott nicht nur Leid und Tod überwinden, sondern auch unsere Tränen abwischen wird. So vollzieht sich die Wirklichkeit der neuen Schöpfung nicht an uns vorbei, gegen uns, sondern mit uns. Im Blick auf Gottes Schöpfermacht sollen wir von Gott etwas erwarten, das höchste, was überhaupt wirklich werden kann. Denn mit dieser Neuschöpfung endet alles Weinen und Klagen, all die ständige Begleitmusik einer Welt, in der das Dasein mit sich selber hadert, vieles zu früh stirbt - Jesaja spricht davon -, zur Unzeit, unreif, unfertig: fragmentiert durch den Tod. Nur in der Hoffnung auf die Überwindung des Todes kann das schwere Wort von der Ewigkeit von einem Schreckens- und Donnerwort zu einem Freuden- und Verheißungswort werden.

Wir sollen uns freuen an einer neuen Welt, die von Gott kommt, freuen über das Ende des Unrechts, über das Ende von Mordtat und Heimtücke. Freuen über eine Welt, die keine bloße Fortsetzung der alten ist, sondern eben - neu! Eine Welt, in der sie *alle* ausgespielt haben: die Caligulas und Neros, die Stalins und Hitlers, die Arafats, Husseins und Gaddafis. Damit schwinden alle Täuschungen und Enttäuschungen. Es ist die Hoffnung auf eine neue Welt, in der keiner mehr *vor ihnen*, sondern allein *vor Gott* seine Knie beugen wird. Das ist der Inbegriff christlicher Hoffnung.

Und man wird fragen dürfen, *woher* wir sie nehmen. Ist es nur eine utopische Vision, oder gibt es einen Grund dieser Hoffnung, die ja jede irdische Friedensutopie übertrifft, weil sie Gott und nicht Menschen als ihren Urheber ansieht?

Wenn der Mensch die Geschichte seiner Ideale und Utopien schreibt, dann stets mit blutigem Griffel, mit verzweifelter Unwissenheit über den rechten Weg zum Frieden. *Derech shalom lo yada'u*: "den Weg des Friedens kennen sie nicht", heißt es bei Paulus im Römerbrief im Anschluß an einen Spruch des Propheten Jesaja (Jes 59,8 cf Röm 3,17). Im Blick auf Friedensreiche ist der Mensch Blindgänger, weder fähig in sich, noch im näheren Umfeld, noch gar auf Erden insgesamt Frieden herzustellen. Der Unfriede kommt aus dem menschlichen Herzen, die radikale Unfähigkeit zum Guten, sein Eifer, wenn es darum geht, Blut zu vergießen und Lügen zu verbreiten.

Deshalb richtet sich die Hoffnung bei Jesaja so gar nicht auf den Menschen, was den Urheber jenes Friedensreiches angeht, sondern allein auf Gott. Eine Aufforderung "Wachet und betet, bis daß der Mensch friedlich werde und von sich aus ein Reich aufbaut, indem Friede und Gerechtigkeit einander küssen - eine solche Aufforderung kennt Jesaja nicht. sie wäre auch inhuman, gnadenlose Vertröstung wider besseres Wissen. Ein ewiges Friedensreich kann nur von Gott selbst in radikaler Verwandlung alles Bestehenden möglich sein. Eine weltimmanente Überwindung von Leid, Sterben

und Tod wird es nicht geben, auch wenn manche Wissenschaftler uns das weismachen wollen und uns - wie zB Stephen Hawking - empfehlen, die Erde ihrer Verwüstung zu überlassen und rechtzeitig woanders im Weltalter Platz zunehmen. So werden selbst intelligente Physiker zu Traumtäänzern, zu geheimen Verbündeten ihrer ureigensten Ängste, und verstehen die Welt nicht mehr, ihr eignes Leben auch nicht, den Tod erst recht nicht.

Das Phantom, den Tod bezwingen zu können, nährt die moderne Wissenschaft, ihre Neugier, ihren Enthusiasmus. Der illusionäre Charakter menschlicher Utopien droht auch hier, ins Inhumane, Menschenunwürdige umzuschlagen.

Das christliche "Wachet und Betet" setzt nicht auf die Kultivierung menschlicher Genialität. Vielmehr kommt ihm alles auf Gottes Schöpferkraft an. Allein die ist Grund zur Freude, sie allein enthält die wunderbare Kraft zur Erneuerung, gerade angesichts des Todes. So sagt Paulus, daß allein Gott, der die Welt aus dem Nichts ins Dasein gerufen habe, auch die Macht habe, uns aus dem Nichts des Todes neues Leben zu erschaffen. Die Freude und der Jubel über Gottes Schöpfermacht sind also deshalb so ausgelassen, weil Gott selbst auch den Tod überwindet. Und wie sollte der, der Himmel und Erde erschaffen hat, nicht auch die Macht haben, aus dem Nichts des Todes neues Leben erschaffen?

Am Tod zeigt sich eine Grenze, an der alle menschlichen Utopien zerbrechen, obgleich sie sich mit Fleiß an ihm abarbeiten. Stattdessen sollen wir warten, auf Gottes Macht vertrauen und auf sein Kommen hoffen. Nicht gestaltlos, sondern in der Gestalt Jesu Christi, so ist dieser Mensch die Zukunft des Menschen.

Und im Warten und Beten, von dem zu Beginn die Rede war, wird der kommende Christus zur Gegenwart des Wartenden selbst: In ihm ist Christus nicht bloß der einst Kommende - der künftige Richter, Versöhner und Vollender der Welt und des Menschen -, sondern in diesem Warten ist Christus selbst gegenwärtig, wird selbst zum Öl in der Lampe - in der Bildersprache des Jungfrauengleichnis gesprochen -, wird selber zum Licht als Abglanz jenes ewigen Lichtes. Und Christus selbst ist im Warten gegenwärtig, und zwar durch das Wort der Verheißung: *alle Tage, bis ans Ende der Welt, bei euch (uns) zu sein*. Warten kann leer sein und stumpfsinnig, kann das Dasein fraglich machen im Blick auf die richtungslose Unruhe in ihm (so in Brechts Gedicht), Warten kann blind sein und tastend, es kann aber auch schon jetzt bestimmt sein von der Fülle des Augenblicks, der kommen wird.

(Fazit:) Liebe Gemeinde, wir haben uns somit die Licht und Schattenseiten des Wartens vor Augen gestellt und dabei gesehen, daß Warten schwierig und ungemütlich werden kann, und auch im christlichen Sinn die Erwartung der neuen Schöpfung Gottes kein gemütliches, selbstzufriedenes In-der-Welt-Sein garantiert, wohl aber ein Warten, das in Gleichklang mit sich selber ist, daß die Unruhe in sich produktiv von Gott her versteht, als produktive Unruhe, die wie ein Lampengefäß dazu taugt, daß sich darin das Licht der Hoffnung entzündet. Diese Hoffnung richtet sich nicht auf eine Verbesserung des Bestehenden, sondern setzt dessen Ende voraus, so wie wir nun im folgenden, zweiten Teil von Bachs Kantate es hören werden:

"Schalle, knalle, letzter Schlag,
Welt und Himmel, geht zu Trümmern!
Jesus führet mich zur Stille,

an den Ort, da Lust die Fülle."

Amen.

* * *

PS: Weitere Manuskripte im **Internet** unter <http://frontpage.zdv.uni-mainz.de/evtheol/>

Adresse des Sekretariats: Uni Mainz (FB 2) Prof. Dietz, 55099 Mainz

Tel. 06131-3922686

Fax 06133-3924058

e-mail: dietz@mail.uni-mainz.de